



Liebe Gemeinde,

Hin und wieder kommt es vor, dass ich über Bilder stolpere, an ihnen hängen bleibe, sie mich in etwas hineinziehen, das mich nicht los lässt.

Das Bild von Ferdinand Hodler vor 1-2 Monaten ist so eines gewesen. Ich kannte ihn bisher vor allem als den Maler imposanter monumentaler Schweizer Bergwelt oder allenfalls als Maler, der über Monate seine sterbenskranke Freundin auf dem Krankenbett porträtiert hat.

Das Bild hier vor uns ist ein „fremder“ Hodler. Die Fachwelt geht davon aus, dass er es gemalt hat um 1883, dh als ca 30ig-jähriger. Ihnen gilt es als „der vollkommene Ausdruck seines Ringens um Gott und menschliche Gemeinschaft“. Sein einziges Bild mit biblischem Bezug.

Hodler setzt uns als Betrachtende fast schon in intime, auf jeden Fall ganz unmittelbare Nähe zu den Hauptfiguren. Der Verletzte kauert am Boden, die Beine schmerzvoll angewinkelt, der Retter kauert links. Über den Verletzten gebeugt stützt er in einer Geste höchster Umsicht und Vorsicht dessen Kopf und gibt ihm aus einem Becher zu trinken, sieht ihn fürsorglich an, geradezu liebevoll besorgt.

Die beiden Menschen rücken ganz nah an uns heran, zwingen uns sozusagen uns mit dem Gezeigten auseinanderzusetzen. Wir sind aufgerufen Stellung zu beziehen.

Ferdinand Hodler zeigt uns den helfenden Samariter als Zeitgenossen. In Weste und Hemd gekleidet in der Art eines einfachen Mannes des 19. Jhdts, wird er zum Stellvertreter für uns aussenstehenden Betrachtenden. Die lethargische Haltung des Verletzten und seine Nacktheit signalisieren eine grosse Hilflosigkeit und das Verlangen nach engagierter Nächstenliebe.

Hodler selber wusste von Kindheit an, was es heisst, auf das Wohlwollen anderer Menschen angewiesen zu sein.

Sein Vater starb mit 34 Jahren, fünf kleine Kinder blieben zurück, Ferdinand, der Älteste, war sieben Jahre alt. Die Mutter heiratete ein zweites Mal, einen fleißigen gewissenhaften Handwerker.

Von ihm lernt der Junge die Grundkenntnisse der Malerei. Aber trotz all der Mühen, das Leben bleibt karg und ärmlich.

Bei der Feldarbeit trifft die Mutter ein tödlicher Schlag. Noch im Alter konnte Hodler nur unter Tränen davon erzählen, wie er mit seinen Geschwistern die tote Mutter auf einem kleinen Karren nach Hause brachte. Der Stiefvater verliert angesichts dieses Schicksalsschlages allen Mut und wandert nach Amerika aus. Die Kinder bleiben alleine zurück.

Von allen Geschwistern wird er der Einzige sein, der die Kindheit in Bern überlebt.

Allein, spürt er als junger Erwachsener das Leiden in der Welt und ahnt, dass Malen auch leiden bedeutet.

Unbekümmertheit, ja Ausgelassenheit werden ihm nachgesagt, aber ebenso bestimmt diese Nachdenklichkeit und die Erinnerungen an das, was ihm in Kindertagen widerfahren ist, sein Leben und immer

wieder auch sein Malen.

Er schlägt sich durch das Leben. Ausgehungert und in verschlissenen Kleidern steht er vor dem Genfer Gymnasium und will aufgenommen werden - es wird ihm verwehrt.

Der angesehene Maler Bartélémy Menn wird jedoch auf ihn aufmerksam und wird sein Lehrer, sein Förderer und sein Freund.

Hoch über der Altstadt Genfs war Hodlers Atelier, zwanzig Jahre lebte und arbeitete er dort unter ärmlichen Verhältnissen.

Drei Stühle waren seine Einrichtung, die ausgehängte Schranktür diente ihm als Bett, mit den bemalten Leinwänden deckte er sich zu. Die Decke durchstieß er zum Himmel hindurch, auf dem Dach atmete er Freiheit.

„Ich lebte“, so erzählte er rückblickend, „in jener Zeit fast ausschließlich in der Gesellschaft armer Teufel und war selber einer. (...) Die Menschen, die mir damals als Modelle dienten, die habe ich alle persönlich gekannt. Ich war der Vertraute ihrer Verhältnisse; sie berichteten mir und ich hörte ihnen zu, während sie bei mir saßen.“

Er hört ihnen nicht nur zu, er sieht sie und schaut sie an, mit Augen, denen nichts entgehen soll.

„Das Herz ist mein Auge“, schrieb er einmal. Dieser Satz klingt wie eine Losung für sein Leben. Und weiter schreibt er über diese Art der Beobachtung: „Ins Wesen eindringen. Menschliche Gefühle. Die Traurigkeit. Die Melancholie. Die Verzweiflung. Der Schmerz. Die Eifersucht. Die Zärtlichkeit. Die Liebe. Die Verachtung. Die Heiterkeit. Das Mitgefühl.“

MUSIK

Auch folgendes „Bild“ haben wir viele in den letzten 5 Jahren viel gesehen: Eine junge Frau steht auf der Reling. Sie hat Medizin studiert, schreibt an ihrer Doktorarbeit. Menschen zu helfen und zu retten ist ihr zur Lebensaufgabe geworden.

Sie hat sich dem Rettungsschiff „Seefuchs“ angeschlossen und ist mit ihm auf das Mittelmeer hinausgefahren, um Flüchtlinge aufzunehmen. Gemeinsam mit anderen Schiffen kreuzen sie im internationalen Gewässer vor der libyschen Küste.

Die Mannschaft ist bunt gemischt, ein Taxifahrer und ein Konditor, ein Optiker und ein Ingenieur, ein ehemaliger Professor und eine Reihe von Studentinnen und Studenten - freiwillig und auf eigene Kosten haben sie auf dem Schiff angeheuert.

Sie wissen, seit Jahresbeginn sind mehr als 1400 Menschen im Mittelmeer ertrunken. Sie alle haben die Bilder im Kopf, sie alle wollen helfen. Es dürfen nicht noch mehr Menschen sterben. Das sagt ihnen ihr Herz und ihr Verstand. Darum sind sie hier.

Ganz nah rückt dieses Mitgefühl jetzt auf dieser unwegsamen steinigen Straße zwischen Jericho und Jerusalem an uns als Betrachtende heran.

Wir kennen die Geschichte alle sehr gut! Da muss man eigentlich gar nichts mehr dazu sagen, oder doch?

Wir kennen die jährlichen Aktionen und caritativen Events wie HELDEN DES ALLTAGS? RETTUNGENS ENGEL DER STRASSE? PRIX COURAGE?

Eine Gesellschaft betont, wie gut sie ist. Eine Person im Radio beschreibt neulich dazu ein paar Beispiele zu HELDEN DES ALLTAGS, die evtl. nominiert werden und sagt dann abschliessend: „Jo, da isch bi mir au dr Jöööh Effekt cho“und lachte.

Ist das alles, was wir dazu zu sagen haben? Der schöne Jöööh Effekt?

Kommt uns bei den Beschreibungen der Medizinstudentin und ihren Einsätzen im Mittelmeer der Jöööh Effekt? Wohl kaum.

Wenn Ferdinand Hodler etwas zum Ausdruck brachte, was zum Kern der biblischen Botschaft von der Barmherzigkeit und Nächstenliebe gehört, dann dies, dass Barmherzigkeit üben, Mitgefühl zeigen und Nächstenliebe tun, eben in erster Linie tun ist, Beziehung aufnehmen, Hineingehen in eine Situation. Eben - Courage!

So, wie Hodlers Bild zum Stehenbleiben zwingt.

Jesus antwortet übrigens ganz lapidar, dem Schriftgelehrten, der ja eigentlich bestens wissen müsste, was das höchste Gebot ist: „Also dann geh und tu ebenso.“

Ich vermute, wir alle, ich eingeschlossen, gehen viel öfters einfach weiter.

Wir lassen uns nicht betreffen von der Situation und entwickeln auch keinen Blick, der aus der Tiefe des Herzens kommt. Und es bleibt beim distanzierten Sehen des Leidens. Sehen mit dem Verstand. Es gelingt uns nur selten, die Sichtweise zu ändern.

In drei aufeinanderfolgenden Versen kommt in unserer Erzählung vom barmherzigen Samariter das Wort **Sehen** vor.

Der Priester sieht und geht weiter.

Der Levit sieht und geht weiter.

Der fremde Mensch aus Samarien sieht und bleibt stehen.

Liebe Gemeinde, wir befinden uns unversehens inmitten einer Diskussion, die für Jesus aber von Anfang an entschieden scheint.

Wir heute wägen ab, wir diskutieren, wir stellen Überlegungen an, wo ist es richtig zu helfen, wo ist es falsch zu helfen, wo wird unnötig geholfen, wo wird zu viel geholfen, etc.

Und diejenigen, die all das nicht bedenken, das sind dann unsere HELDEN DES ALLTAGS, RETTUNGSENGEL DER STRASSE, P RIX COURAGE, usw. oder wir halten sie auch manchmal für naiv.

Es gibt einen Kern in der Botschaft unseres Evangeliums, da muss gar nichts mehr diskutiert werden: es ist sozusagen der Kern im Kern, was wir hier vor uns haben! Dieser Kern ist für uns heute eine Knacknuss und gibt zu beissen!

Warum helfen die einen und warum gehen die anderen einfach vorüber?

Vielleicht waren es einfach zu viele Menschen - irgendeiner wird schon helfen. Muss ja nicht ich sein!

Und die Situation war ja doch nicht eindeutig genug, usw.

Ein gewisses Maß an Verantwortung spielt mit hinein, wenn Menschen helfen, Verantwortung für die engsten Angehörigen, Familie, für Freunde - da wird nicht lange überlegt, da sind die Helfenden nah, da sind sie, meine Nächsten.

Aber wer ist denn nun mein Nächster? Kann das der verhasste Samaritaner sein, jenes in den Augen der Juden ungläubige und somit damals auch verhasste Volk?

Ja, sagt Jesus, er ist nicht nur mein Nächster, er wird mir zum Nächsten. Und als Nächster gilt zum einen der, der mir urplötzlich in einer Notsituation nahe ist, räumlich nahe, so nahe wie auf dem Bild Hodlers, auf dem sich der Samaritaner tief beugt.

Nicht der Fromme erfüllt das Gebot der Liebe, sondern dieser Fremdling.

Das biblische Verständnis vom Nächsten überwindet die engen Schranken von Nationalität, der Eigeninteressen und des Egoismus. Der nahe und der ferne Horizont sind nicht mehr getrennt von einander.

Von den frühen Kirchenvätern wurde Jesus mit diesem Samaritaner identifiziert. Gott, Christus lässt sich tief herab, beugt sich tief. In solcher Begegnung und in der unmittelbaren Mitmenschlichkeit begegnet Gott, könnte eine Botschaft der Geschichte sein.

Heute sind wir Menschen durch die weltumspannende Vernetzung in der Lage, die Fernsten als Nächste, das heißt, als Menschen wahrzunehmen, die auf unsere Hilfe angewiesen sind.

Die Not vieler, sie rückt uns, besonders durch die Medien verstärkt, sozusagen permanent auf den Leib. Und damit tun wir uns so schwer. Wieder diese harte Knacknuss.

Es betrifft uns, aber wir wollen gar nicht angerührt und betroffen werden. Wir schützen uns, indem wir mit dem Verstand sehen und vorbei gehen.

2015 ging das Foto eines Vaters im syrischen Aleppo um die Welt, der auf den Knien seinen toten Sohn hält.

In Ferdinand Hodlers Bild finden wir das Gegenbild dazu, und er rückt es so nahe an uns heran, dass wir nicht mehr herauskommen, ebenso wenig wie Jesus den Schriftgelehrten aus der Geschichte herauslässt.

Jesu Botschaft entlässt uns auch nicht aus unserer menschlichen Betroffenheit und unserer Verantwortung.

Wichtig! Für unser Vorbeigehen verurteilt uns Jesus nicht.

Er weiss, dass wir nicht IdealMenschen sind. Unsere Unzulänglichkeiten hindern ihn nicht, uns Menschen zu lieben, weil wir, wie es im schönen Lied von Herbert Grönemeyer heisst, verdrängen und vergessen, aber auch mitfühlen und vergeben. Wunderbar diese Strophen dieses Liedes MENSCH.

Trotzdem: die Kernbotschaft gibt Jesus uns unverändert aktuell weiter.

„Ich stehe an der Reling des „Seefuchs“, schrieb die Studentin. „Das Mittelmeer war noch nie so schön wie heute.

Meine Wangen sind tränennass. Die „Seefuchs“ hat den Flaggenschutz verloren, die Niederlande, unter deren Flagge das Schiff fuhr, hat uns den Schutz entzogen. Ein italienischer Minister hat die Besatzung kurzerhand zu „Piraten“ erklärt. Ob sie wieder rausfahren werden?

Auch wenn sie denunziert werden; auch wenn sie nur das tun, was das Seerecht von jeder Mannschaft fordert; auch wenn sie lediglich das tun, was die Nächstenliebe von jedem von uns erwartet?

Um das Leben geht es in dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter, um das ewige Leben, das schon hier und heute beginnt. Um uns selber geht es letztendlich.

Ohne die Liebe, die Gottes- und Nächstenliebe, gäbe es das Leben nicht, wäre diese Welt für niemanden ein lebenswerter Ort, sondern nur kalt und erbarmungs – los.

Ferdinand Hodler wollte mit diesem Bild die Menschen das Sehen lehren, das Sehen mit dem Herzen.

Es ist und bleibt eine Knacknuss für uns, diesem Kern des Evangeliums gerecht zu werden. Heute genauso wie früher. Für jede und jeden von uns als einzelner Mensch und als Mitglied einer Gesellschaft mit gemeinsamer Verantwortung.

Zum Schluss ein bedenkenswerter Gedanke von Elie Wiesel, dem bekannten jüdischen Schriftsteller und Überlebenden der Shoa:

WENN IHR NICHT WISST,
OB EUER TUN RICHTIG IST,
SO FRAGT EUCH,
OB IHR DADURCH DEN MENSCHEN
NÄHERKOMMT.
IST DAS NICHT DER FALL,
DANN WECHSELT SCHLEUNIGST DIE RICHTUNG,
DENN WAS EUCH DEN MENSCHEN NICHT NÄHERBRINGT,
ENTFERNT EUCH VON GOTT.

AMEN